

Fischer Klassik

Sie schrieben mir oder was aus meinem Poesiealbum wurde

Bearbeitet von
Brigitte B. Fischer

1. Auflage 2015. Taschenbuch. 384 S. Paperback

ISBN 978 3 596 90597 3

Format (B x L): 12,6 x 19 cm

Gewicht: 370 g

[Weitere Fachgebiete > Geschichte > Geschichtswissenschaft Allgemein > Biographien
& Autobiographien: Historisch, Politisch, Militärisch](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Brigitte B. Fischer

Sie schrieben mir

oder was aus meinem Poesiealbum wurde

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Vorspruch 11

ERSTER TEIL *Wie ich zum Leben erwachte*

- 1 Wie ich in meinem Elternhaus, Berlin-Grunewald, Erdenerstraße 8, meine Kindheit erlebte. 15
- 2 Meine Schule im Elternhaus. Erste Freunde. 25
- 3 Mein Bruder Gerhart. Sein kurzes Leben und sein früher Tod. 30
- 4 Meine Mutter. Mein Vater. 40
- 5 Mein väterlicher Freund Moritz Heimann. 59
- 6 Drei Hausfreunde: Peter Nansen, Hans Reisiger, Otto Flake. 64
- 7 Der Onkel Gerhart Hauptmann. Mit »Gift« und »Galle« durch schlesisches Land. 72
- 8 Sommer auf dem Berghof am Attersee. Die österreichischen Freunde Felix Salten, Hugo von Hofmannsthal, Arthur Schnitzler, Peter Altenberg, Jakob Wassermann. 77
- 9 Rainer Maria Rilke und sein »Buona Pasqua«. 94
- 10 Thomas Manns Epistel in meinem Stammbuch. Eine denkwürdige Bootsfahrt. 104
- 11 Annette Kolb, die Generationen überlebte. 110
- 12 Mit siebzehn Jahren. Walther Rathenau. Wetterleuchten der bösen Gewalt. 116

ZWEITER TEIL *Was das Leben brachte*

- 13 Eigene Familie. Eigenes Heim. Die drei Töchter. Tod des Vaters. 127
- 14 Auswanderung nach Wien. Gründung des Bermann-Fischer Verlags. Neue Freunde. Der Gestapo entkommen. 135

- 15 Neuanfang in Stockholm. Der Kongreß,
der nicht stattfand. Kriegsausbruch. 141
- 16 Polizeigewahrsam. Neue Gefährdungen.
Hendrik Willem van Loon, der rettende Engel. 151
- 17 Unfreiwillige Weltreise Moskau–Japan–Santa Monica.
Wiedersehen mit Thomas Mann.
Old Greenwich, die neue Heimat. 162
- 18 Amerika, die neue Welt. Franz und Alma Werfel. 169
- 19 Hermann Hesse, der Dichter, der Maler,
der Musiker. 176
- 20 Kriegsende. Wiederbegegnung mit Europa.
Die zerstörten Städte. Neubeginn in Wien.
Ilse Aichinger. Doktor Faustus. 192
- 21 Joachim Maass, Autor, Freund, Schicksalsgenosse.
Manfred Hausmann. 208
- 22 Carl Zuckmayer, ein »urtümliches Talent«. 224
- 23 Wiedereröffnung des S. Fischer Verlags in Deutschland.
Inge Scholls mutiger Schritt. Begegnung mit
Albrecht Goes. Seine ›Unruhige Nacht‹. 242
- 24 Meine Verlagsarbeit. Tod der Mutter. Erstes Enkelkind.
Thomas Manns ›Lob der Vergänglichkeit‹. 248
- 25 Ein neuer Freund und Autor: Thornton Wilder.
Besuch bei Albert Schweitzer. 258
- 26 Kurt Heuser, der Freund,
der alles mit eigenen Augen gesehen hat. 276
- 27 Pierre Bertaux, der Kämpfer, der Forscher,
der Deuter. 290
- 28 Boris Pasternak, die erste Stimme aus Rußland. 303
- Nachspruch 321

ANHANG	Photographien	325
	Englischer Originaltext der Briefe von Hendrik Willem van Loon und Thornton Wilder	359
	Namenregister	369

ERSTER TEIL *Wie ich zum Leben erwachte*

1

Wie ich in meinem Elternhaus,
Berlin-Grunewald, Erdenerstraße 8,
meine Kindheit erlebte.

Daß ich aus meinem Schlafzimmer ausquartiert wurde und im Dachgeschoß, im »Fremdenzimmer«, übernachten mußte, wo es ein wenig nach Mottenpulver und nach alten Zeiten roch und wo man sich in die urzeitlichen Betten der Großeltern verkriechen konnte, war etwas ganz Ungewöhnliches.

Erst später, als ich größer war, erfuhr ich, daß damals meine Eltern zu einem Fest geladen hatten, um die Uraufführung des ›Rosenkavalier‹ zu feiern, der eine Woche zuvor in Dresden unter großem Jubel aus der Taufe gehoben worden war.

»Es war im Winter 1911«, schreibt meine Mutter in ihren Erinnerungen, »daß wir der Uraufführung der Oper in Dresden unter der Regie von Max Reinhardt beiwohnten, einem Ereignis, zu dem die ganze Kunst- und Musikwelt sich versammelt hatte. Der Text von Hugo von Hofmannsthal und die Musik von Richard Strauss erregten dasselbe Entzücken wie die wunderbare Aufführung, und als der Walzer im II. Akt verklungen war, brauste lauter Beifall durch das Haus. Alle waren hingerissen. Was Dichter und Komponist vorgeschwebt hatte, diese Mischung von Ernst, Heiterkeit und Poesie, hatte hier ihren vollen Ausdruck gefunden. Von Dresden aus kamen Hofmannsthals nach Berlin, und wir veranstalteten ihnen zu Ehren ein Fest in unserem Haus, bei dem zum ersten Mal nach den Klängen des Rosenkavalierwalzers getanzt wurde.«

Ich saß versteckt hinter der alten Truhe oben auf dem Umgang, von dem man auf die durch zwei Stockwerke gehende Halle unseres Hauses blicken konnte, von deren Decke der alte holländische Kronleuchter mit seinen festlich brennenden Kerzen hing. Ich staunte über die elegante Gesellschaft, die sich da unten versammelt hatte. Die langen, wallenden Abendkleider und die blitzenden Juwelen der Damen sowie die Frackschöbe der Herren ließen mich kaum einen der gewohnten Freunde meiner Eltern erkennen, jedoch der Duft der Parfums, die Heiterkeit der festlichen Stimmung und der goldene Glanz der Kerzen drangen zu mir herauf und umgaben mich wie ein Zauber. Später, oben im altmodisch-hohen Bett vergraben, konnte ich noch von ferne den bald so berühmt gewordenen Rosenkavalier-Walzer hören, denn meine Mutter führte die Gäste in einer Polonaise nach seinen Klängen am Arm des Freundes Julius Meier-Graefe durchs ganze Haus.

Das »Rosenkavalier-Fest« im Haus in der Erdenerstraße blieb noch für lange Zeiten ein Markstein der Erinnerung in den Berliner Künstlerkreisen.

»Leute« kamen oft und viele in mein Elternhaus, in die schöne und helle, weitläufige Villa im Grunewald. An ihrer Außenwand zeigte sie das S. Fischer-Signet, den Fischer mit dem Netz, als Relief. Jeden Winkel, jede Ecke vom Keller bis zum Boden kannte ich darin und hatte sie mit allen meinen Sinnen in mich aufgenommen. Im Untergeschoß lag die große, offene Küche, in deren Mitte der Herd stand und an die eine wohlduftende Speisekammer grenzte, die oft von mir besucht wurde. Es roch da unten nach Bügelzimmer, aber auch nach Äpfeln aus dem Obstkeller, dessen Holzstände immer voll gefüllt waren. Von der Küche ging eine kleine Treppe hinauf zur Anrichte, wo auch der Aufzug aus der Küche landete. Von hier wurden die Speisen in das lange Eßzimmer getragen, das von meinem Vater mit einer gewölbten Kassettendecke versehen worden war. Das Eßzimmer hatte fünf große, bis zum Boden gehende Fenster, an den Wänden standen alte hol-

ländische Barockbuffets mit silbernen Leuchtern und in der Mitte der behäbige Eßtisch aus dem gleichen Walnußholz, umgeben von hochlehnigen Lederstühlen, auf denen der Fischer mit dem Netz eingepreßt war. Die Glastüren nach dem kleinen, zierlichen, mit hellem Kirschholz paneelierten Teezimmer und seinem runden Biedermeier-Tisch, -Sofa und -Stühlen, die mit grünweiß gestreifter Seide bespannt waren, und den Biedermeier-Glasschränken an den Wänden, standen immer offen. Von da aus ging man auf die gedeckte Terrasse und hinaus in den Garten. Etwas Sonntägliches atmete in diesen Räumen, und man hatte immer wieder eine freudige Überraschung, wenn man vom Haupteingang, an dessen Wänden die Abgüsse der beiden Seitenreliefs des griechischen Altars ›Geburt der Venus‹ eingelassen waren, durch die Garderobe in die große offene Halle trat. Es war ein festliches Haus, darauf eingestellt, die anwachsende Autorenfamilie und den großen Berliner Künstlerkreis zu empfangen und zu bewirten.

Felix Salten, damals Feuilleton-Redakteur der Wiener Zeitung ›Zeit‹, einer der nächsten Freunde meiner Eltern, beschrieb unser Haus im Jahre 1910 in seinem Aufsatz ›Spaziergang in Berlin‹. »Das Gitter ist weiß, und das Haus ist weiß, mit weiß lackierten Türen. Und weiße leuchtende Kieswege laufen als helle Streifen durch den grünen Rasen des Gartens. Wenn ich nach Berlin komme, bin ich gern in diesem Haus. Abends, wenn die Lichter brennen. Oder nachmittags, wenn auf der Terrasse Tee getrunken wird, oder vormittags zum Tennis. Es hat einen unvergleichlichen Reiz, als bummelnder oder als geschäftiger Fremder in der Stadt drin zu wohnen, in der Stadt umherzulaufen, sich umklirren und umdröhnen zu lassen von dem siedenden Tumult dieses Lebens, dann aber mit einem Automobil blitzschnell hinauszurasen, zu dem Haus im Grunewald, und dort still zu sitzen. Es ist, wie wenn man unter dem Wasser geschwommen wäre, bis es einem in den Ohren braust, bis einem die Schläfen hämmern und ein eherner Druck einem die Brust umpreßt. Dann aber taucht man auf, und die Luft streicht einem beschwichtigend über die Wangen, und man hat das himmlische Glück der tiefen Atemzüge.

In der Halle hängt ein alter Kronleuchter aus holländischem Messing. Eine weiße Treppe schwingt sich anmutig zum Stockwerk hinauf, und oben führt eine offene Galerie die Reihe der Schlafzimmer entlang. Diese Halle ist wie ein kleines Fest. Anstoßend daran gibt es noch ein paar andere kleine Feste. Dies Bibliothekszimmer mit den dunklen Schränken und dem niedrigen, mit weißen Tüllvorhängen appetitlich geschmückten Erker. Dann der Salon mit dem alten niederländischen Sekretär, mit dem zierlichen Glaskästchen und den zierlichen Nymphenburger Porzellanpüppchen, und mit der Flügeltür, die nach der Gartenterrasse offen steht. Es ist eine sanfte Festlichkeit über all diese Räume gebreitet, etwas Sauberes und Blinkendes, etwas Sonntagsmäßiges. Deshalb sind mir alle Gegenstände hier so sympathisch, so vertraut und angenehm, beinahe wie lebendige Freunde. Wenn ich komme, begrüße ich sie alle. Den Kronleuchter, und die Nymphenburger Figürchen, und den ›Erasmus‹ von Holbein in der Bibliothek, und die ›Reiter am Meer‹ von Liebermann im Salon, und das Stilleben von Cézanne, ›Die Kastanien‹ von van Gogh und den ›Quai d'Orsay‹ von Pissarro ... Hier ist alles so bis in die verborgensten Ecken blank. Hier ist alles jung und von einer inneren Sauberkeit. Hier ist nichts verstaubt, nichts vom Schutt und vom Gerümpel vieler Vergangenheiten durchsetzt und beengt. Hier ist alles so geworden wie die prangenden Rhododendron im Tiergarten: dem dünnen Boden abgerungen. Deshalb überströmt mich hier so viel Zuversicht und Lust am Schaffen und Sonntagsfreude. Dies ist das Haus im Grunewald.«

Wenn ich die »geschwungene« Treppe hinaufsprang, verweilte ich oft auf dem Treppenabsatz in der Mitte, wo zwei Bronzefiguren, Adam und Eva, standen. An der gegenüberliegenden Wand, über dem offenen Kamin der Halle, lief eine Bilderbogenreihe, ein Fries, entlang, der mir immer neue Rätsel aufgab. Es waren dunkelgrüne Ovale, in jedem sah man in wechsellagerter Umgebung Kinder und Erwachsene in altertümlicher Kleidung, manche in Gärten unter Bäumen sich ergehend, an einem See, in dem ein Schwan seinen langen Hals reckte, im Reisewagen oder in

ärmlicher Bude mit eisernem Ofen und langer, gewundener Ofenröhre. Ein fahrender Geselle spielte auf seiner Laute, ein Mädchen in weiter Krinoline winkte einem Jüngling, und auf grünem Hügel, unter tief hängenden Weiden, brannte ein Feuer auf hohem Altar, auf den eine ver mummt e Gestalt an der Hand einer schlanken Frau zuschritt. Was sollte das wohl alles bedeuten? Immer wieder stand ich da oben und starrte auf die Figuren, die sich zu bewegen schienen, deren Gesten mir aber so unnatürlich vorkamen, so daß das Ganze etwas Geheimnisvolles an sich hatte. Später konnte ich dann schließlich die Unterschriften unter jedem Bild entziffern: Der Schwan – Die Freundschaft – Der fahrende Sänger – Die erste Reise – Die Begegnung – Die unglückliche Liebe – Das Gedicht – In der Noth – Die Unsterblichkeit. Das Ganze hieß ›Ein Dichterleben‹ und war ein Biedermeierfresko von Karl Walser, mit dem er die Halle des Verlegerhauses geschmückt hatte.

Da oben an der Brüstung des Umgangs stand ich, von wo man alles sehen, beobachten und hören konnte, ohne gehört oder gesehen zu werden. Wenn Mama sang, wenn Gäste kamen oder wenn es gar ein Hauskonzert meines Bruders gab – immer war die Diele der Mittelpunkt, und ich hockte hinter der Galerie im Verborgenen und nahm auf meine Weise am Leben da unten teil. Hier im ersten Stock waren die Schlafzimmer meiner Eltern und das meine, verbunden mit meinem sehr geliebten Spielzimmer.

Zum zweiten Stock gelangte man von der Galerie über eine schmale Hintertreppe. Dort roch es ganz anders als im übrigen Haus. Dort waren die Fremdenzimmer, kleine, niedrige Dachzimmer mit abgeschrägten Wänden, und ein aus Großvater-Zeiten stammendes Badezimmer, dessen wohl für Riesen gebaute Wanne aus blütenweißem Porzellan auf geschwungenen eisernen Füßen stand. Und dort gab es auch den Boden, einen großen Boden, in dem man sich verlieren konnte, und einen Oberboden, zu dem man auf einer Leiter anstieg und aus dessen Dachluken man einen herrlichen Blick auf den ganzen Grunewald hatte. Dieser Oberboden war voller Geheimnis: da standen Kisten mit alten Briefen,

dort fand man alte Hausgegenstände aller Art und seltsame Möbel der Urahnen. Der Boden war ein verbotenes Niemandsland und eigentlich immer verriegelt; es war ein Glücksfall, wenn man da einmal hineinschlüpfen konnte, und er blieb für mich der von Geheimnissen unwitterte Ort des Hauses. Nach dem letzten Krieg ging bei den Nachbarn das Gerücht um, daß die Totenmaske meines Vaters, die man während der Hitlerzeit dort versteckt hatte, das Haus vor den Bomben der Luftangriffe bewahrt hätte, während fast alle umliegenden Häuser schwer beschädigt oder völlig vernichtet worden waren.

Im Garten, wo die behäbigen Platanen standen, konnte man so gut um das Rasenrondell herumradeln. Durch einen Laubengang kam man zum Tennisplatz, der für mich und meine Freunde später ein wichtiger Treffpunkt und Kampfplatz wurde. Auf der anderen Seite des Hauses lag der Spielplatz mit vielen Turngeräten und einer Laube, wo ich im Sommer immer mein Abendbrot verzehrte. Hier fanden sich täglich meine Freunde ein, und hier wurden die Krockettpartien gespielt, die zuweilen mit wildem Krach endeten, so daß mein Freund Peter sich, über den Zaun kletternd, vor meinen Angriffen mit dem Krockettschläger retten mußte. Mit meinen beiden Nachbarsfreunden Esther und Peter tat ich meine ersten Schritte ins Leben, vom Spiel mit den Puppen bis zu langen Diskussionen über Religion und Politik.

Obwohl ich zwei ganz normale Namen von meinen Eltern bekommen hatte, »Brigitte« und »Eva«, nannten mich alle »Tutti«. Wie ich zu diesem Namen gekommen bin, der mir seit meiner frühesten Kindheit anhängt, habe ich niemals herausfinden können. Ich mußte mich also damit zufriedengeben, »Tutti« zu heißen, was im Italienischen »alle« bedeutet, womit mich Alfred Kerr später neckte und mich fragte, wie es sei, wenn »tutti« ein »solo« singt?

Mein Spielzimmer mit dem runden Marmortisch in der Mitte und der großen Hängelampe darüber war das Zentrum meiner Kinderjahre. Ich liebte seine Wärme und Geborgenheit. Hier erwuchs ich allmählich meinen ersten Spielsachen, wie meinem Lei-

erkasten, auf den man gelochte Platten legen und dann die Kurbel drehen mußte, um die Musik zu hören. Von dem Choral ›Lobe den Herren‹ konnte ich nie genug bekommen, ich mußte ihn immer wieder hören und erkannte die Platte an der Anordnung der Löcher. Mit mir lebte da auch die Puppe Butzi im weißen Matrosenanzug, die mich überall hin begleitete, zusammen mit dem getreuen Dackel Pitt, der mich schon im Kinderwagen behütet hatte.

Das Puppenhaus, das einen Teil des Spielzimmers einnahm, war jahrelang der Mittelpunkt meiner Spiele. Es war so groß, daß man durch eine Tür hineingehen konnte; es hatte richtige Fensterscheiben mit Fensterbrettern, und drinnen war es mit Tisch und Stühlen eingerichtet, so daß ich meine Freunde mit auf dem Puppenherd selbstgekochten Speisen bewirten konnte.

Daß die »Leute«, die Erwachsenen, die zu meinen Eltern kamen, meist Künstler, Dichter, Schriftsteller und Musiker waren, wurde mir erst viel später bewußt. Ich lernte sie allmählich unterscheiden und lieben oder auch nur höflich achten – je nachdem. Es vergingen noch Jahre, bis ich abends bei Tisch sitzen durfte, wenn solche »Leute« eingeladen waren, und ich war froh, wenn man mich nicht holte, denn ich blieb viel lieber in der Abgeschlossenheit meines Spielzimmers und aß am runden Tisch unter der Hängelampe mein Abendbrot – wie herrlich schmeckte der Grießbrei, besonders wenn Schokolade darauf gerieben war und »die Lau« dazu vorlas.

Ja, »die Lau«! In Wirklichkeit hieß sie Bertha Seele. Ihr Name hätte von keinem Dichter besser erfunden werden können. Sie war da, seit ich denken konnte; ihre äußere Erscheinung aber war so unscheinbar, daß ich mich an Einzelheiten ihres Gesichts nicht zu erinnern vermag, wohl aber an ihre liebevolle Güte. Sie war ein Teil dieser warmen Geborgenheit meiner Kindheit. Sie schützte mich vor allem Furchterregenden, und wenn ich sie des Abends nebenan mit der Teppich-Maschine hantieren hörte, konnte ich beruhigt einschlafen. Sie war die Harmonie an sich, immer in gleicher Weise gut, in ihrer Nähe gab es keine Aufregung oder Nervosität. Auch mein elf Jahre älterer Bruder Gerhart liebte sie,

und sie verstand es gut mit ihm, der oft jähzornig und schwierig sein konnte. Am Abend unterrichtete er sie zuweilen. Denn er fand es skandalös, daß nicht allen Menschen die gleichen Erziehungsmöglichkeiten geboten wurden. Und sie ließ es sich mit unendlicher Geduld gefallen. Ja, sie war die Geduld selbst. Später hat sie auch meine Kinder noch betreut und blieb bis zu ihrem Tode mit uns verbunden.

Wir hatten auch ein Puppentheater. Es war ein aus Holz geschnitzter großer Kasten mit einer richtigen Bühne, auf der man die Dekorationen wechseln konnte. Es gab dort ein Schloßzimmer mit eleganten Wandmalereien – oder eine wilde Waldesschlucht. Die Hauptsache aber war der buntbemalte Vorhang, den man nach dem Klingelzeichen aufzog. Die Figuren waren auch aus Holz geschnitzt und trugen prächtige Biedermeierkostüme. Man konnte sie an langen Drähten bewegen. Mein Bruder benutzte das Theater für seine eigenen Opernentwürfe und führte mit mir und meinem älteren Freund Benvenuto, Gerhart Hauptmanns jüngstem Sohn, Szenen auf, die oft sehr dramatisch im verdunkelten Zimmer mit künstlichem Sturm und Regen endeten. Ich wurde meist als Geräuschemacher verwendet. Wenn es gar zu wüst wurde, brach die Lau in diese Wildheit ein und machte dem Drama ein Ende.

Zu meinen Geburtstagen gab es gewöhnlich eine Kindergesellschaft. Da durften wir an der langen Tafel unten im Eßzimmer sitzen, es gab viel Kuchen und Kakao und vor allem Knallbonbons und kleine Geschenke, die man mit allerlei Spielen gewinnen mußte, und zum Schluß einen Umzug durchs ganze Haus, den meine Mutter auf dem Klavier begleitete. Meine Kinderfreunde fragten immer ängstlich: »Wird der Butzi Hauptmann etwa auch zur Kindergesellschaft eingeladen?« Seine Phantasie, furchterregende Störungen zu entfesseln, war unerschöpflich. Die elektrischen Sicherungen auszudrehen und das ganze Haus in Dunkelheit zu tauchen, war eine seiner beliebten Taten, die uns in Angst und Schrecken versetzten.

Aus dem Spielzimmer der Kindheit zog ich aus, als ich elf Jahre alt war, denn in diesem Jahr, 1916, wurde meine Schwester

geboren, und mit ihrem Dasein wurden die Kinderzimmer des Hauses mit neuem Leben erfüllt.

Ihre Geburt war natürlich ein großes und freudiges Ereignis für das ganze Haus und veränderte jedes Familienmitglied auf seine Weise. Nach dem Tode meines Bruders Gerhart, den ich drei Jahre zuvor verloren hatte, war ich nun nicht mehr das einzige Kind im Hause, von meinen Eltern bis dahin zu sehr umsorgt. Ich fühlte mich freier, erwachsener, unabhängiger, und ich nahm mit Freude die wachsende Verantwortung für die kleine Schwester auf mich. Meine Eltern schienen heiterer und jünger geworden zu sein mit dem Erscheinen des neuen Kindes, das ihnen täglich neue Freuden bereitete.

In meiner winzig kleinen Arbeitsklausur, die ich nun bezog, hatte ich alles versammelt, was mir wichtig war, hier konnte ich ungestört lesen, studieren und nachdenken. Hier hatte ich meine eigene, langsam angesammelte Bibliothek mit den Klassikern der Literatur und Philosophie, für die ich mich besonders interessierte. Laotse, Konfuzius und die Upanishaden waren damals wichtige Stationen für mich. Hier stand mein eigenes Klavier. In meinen Klavierstunden spielte ich am liebsten Bach und studierte das ›Wohltemperierte Klavier‹ und seine Suiten. Auch begann ich meine Mutter zu begleiten. Mit ihrer schönen Altstimme sang sie die Lieder von Schubert, Schumann, Brahms und Hugo Wolf, und mit besonderer Liebe Mahlers ›Lieder eines fahrenden Gesellen‹ und sein ›Lied von der Erde‹. Sie war eine geborene Musikerin und hatte ein einzigartiges Gedächtnis für Musik. Mit ihrer Liebe zur Musik erfüllte sie das Haus, und diese Liebe zur Musik hat sie auf mich übertragen.

Sehr bald entdeckte ich die Kammermusik, die von da an mein ganzes Leben bis zum heutigen Tage bereichert hat. Ich fand junge Musikerfreunde, die sich zum Trio, Quartett und Quintett zusammenschlossen, und zuweilen hatten wir auch ein kleines Kammerorchester, mit dem ich Bachs Klavierkonzerte spielte.

Sogar mit Albert Einstein – bekanntlich keine große musikalische Kapazität – habe ich manchmal musiziert. Er war ein großer

Musikliebhaber und leidenschaftlicher Geiger, vertrug aber keine Kritik an seinem Geigenspiel und konnte in Zorn geraten, wenn ihm etwas mißlang.

Als er eines Tages zusammen mit einer hervorragenden Berufsgeigerin, der Schwiegertochter Gerhart Hauptmanns, und mit mir am Klavier, das Doppelkonzert von Bach spielte, unterbrach er plötzlich und schrie seine Partnerin, deren großer Ton ihn überspielte, zornig an: »Spielen Sie doch nicht so laut!« Ich glaube, er regte sich dabei mehr auf, als er es je in einem wissenschaftlichen Disput getan hätte.

Erst allmählich gewöhnte ich mich daran, an den »höheren« Gesprächen meiner Eltern mit ihren Freunden teilzunehmen und ihnen zuzuhören. Heute weiß ich, daß sich manches Wichtige damals in mir aufgespeichert hat.